

# Selbstbesinnung : Gedanken aus einer Sonnwend-Ansprache

Autor(en): **J.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **25 (1942)**

Heft 2

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-409218>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion: <b>Transitfach 541 Bern</b>	<b>Was ihr den Geist der Zeiten heisst,          Das ist im Grund der Herren eigener Geist,          In dem die Zeiten sich bespiegeln.</b> <i>Goethe, Faust.</i>	Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Sämtliche Adressänderungen und Be- tellungen sind zu richten an die Ge- schäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141 Zürich-Hauptbahnhof, Postch. VIII. 26074
INHALT: Selbstbesinnung. — Als der Freisinn noch jung war (Fortsetzung). — Erfahrungen eines Katholiken. — Optimistischer Lebenswille. — Streiflichter. — Ortsgruppen. — Diskussion: Das «Wespennest», II.		

## Selbstbesinnung.

*Gedanken aus einer Sonnwend-Ansprache.*

Wir sind aus verschiedenen Gründen nach aussen hin zur Untätigkeit verdammt, und daraus schliesst man vielleicht auf der Gegenseite, wir seien gestorben.

Nun sind wir allerdings nicht gestorben, wir vegetieren immer noch. Vegetieren ist schliesslich besser als tot sein. Dass wir in der jetzigen Zeit nach aussen hin nicht viel unternehmen können, ist in den Umständen begründet, dagegen wäre es durchaus denkbar, dass wir nach innen hin, unter uns, etwas mehr Leben entwickelten. Wenn eine Kritik angebracht werden darf, ist es die: wir begehen ungefähr dieselben Fehler, die wir unsern Gegnern vorwerfen, nämlich dass sie zum grossen Teil ja doch nur Passivmitglieder der Kirche sind. Sie bezahlen ihre Steuern, sie gehen ein- oder zweimal des Jahres in den Tempel um ihre neuen Kleider zu zeigen, sie ziehen den Hut ab vor dem Herrn Pfarrer und lassen sich von ihm die Trauerrede nach Schema soundso halten, wenn sie derart als gute Christen gestorben sind. Damit aber sind alle ihre Beziehungen zur Kirche erschöpft; alles übrige besorgen der Herr Pfarrer und die Kirchenpflege.

Und wie sieht es bei uns aus? Ungefähr ganz ähnlich. Wir bezahlen unsern Beitrag, besuchen anstandshalber die Sonnwendfeier, um zu zeigen, dass wir auch noch da sind, und überlassen den Rest dem Herrn Pfarrer und der Kirchenpflege, das heisst, dem Präsidenten und den Leuten vom Vorstand, die übrigens alle in ihrem Privatleben einen ziemlichen Haufen Arbeit zu bewältigen haben. Ein Unterschied ist immer noch dabei: es ist leichter, ein gleichgültiger Christ als ein gleichgültiger Freidenker zu sein. Das Bekenntnis zum Freidenkertum aber beweist doch schon, dass man gewillt ist, den mühsameren Weg zu gehen, dass man sich nicht scheut, als schwarzes Schaf zu gelten und alle die Unannehmlichkeiten in Kauf zu nehmen, die einem diese Haltung einträgt. Warum also nicht gleich einen Schritt weitergehen und das, wofür man verschrien ist, auch gleich talkräftig zur Geltung bringen, und wenn dies auch nur darin bestehen sollte, am Leben der Ortsgruppe und der Vereinigung überhaupt aktiver teilzunehmen. Es ist nämlich durchaus nicht nötig, dass alle Anregung von oben kommt, es wäre im Gegenteil sehr zu begrüssen, wenn die in der Mitgliedschaft sicherlich vorhandenen Ideen hervorgeholt und in vermehrtem Masse in den Dienst der Bewegung gestellt würden.

Nichts als Kritik, werden Sie sagen. Aber das ist es ja

gerade, was wir den andern voraushaben, dass wir nicht in Selbstgefälligkeit zu ersterben gedenken und wissen, dass auch bei uns noch manches verbesserungsfähig ist. Die andern, die rühmen sich gegenseitig. Die haben es erreicht. Wir wissen, dass wir unvollkommen sind. Und deshalb hat unsere Sonnwendfeier einen andern Sinn als ihre Weihnacht.

An eine Sonnenwende glauben wir im Grunde genommen alle, weil wir wissen, dass sie unfehlbar eintritt. Man muss sie nicht beim lieben Gott erbeten; das besorgt alles die Natur. Wir erwarten von der Sonnenwende nichts anderes, als dass sie uns längere Tage bringe, die Christen beziehen ihre Weihnachten aber auf den Erlösungsgedanken und lassen sich wieder einmal mehr in Worten erlösen.

Der länger werdende Tag nun symbolisiert ja in gewisser Hinsicht auch die Hoffnung. Dass es anders und besser werde, hoffen auch wir. Bloss ist uns bekannt, dass die Hoffnung allein keine Berge versetzt. Es braucht die Tat. Und was zwei Jahrtausenden Christentum im Grossen nicht gelungen ist, das bringen auch einige Jahre Freidenkertum im Kleinen nicht zustande. Nicht wir werden die heutige Gesellschaftsordnung ändern, nicht wir werden Schafe aus Wölfen machen, und wenn der Weltfrieden ausbrechen sollte, so wird es bestimmt nicht unsere Schuld sein. Unsere Ohnmacht schreit zum Himmel. Aber noch himmelschreiender ist die Ohnmacht derjenigen, die die Zahl für sich haben, die organisiert sind wie nichts sonst in der Welt, die seit zweitausend Jahren den Frieden verkünden und nebenbei die Waffen segnen.

Die Masse also hat gründlich versagt, und sie wird immer versagen, weil sie nicht denken kann. Denken kann nur der einzelne. Weil ihm aber in der Masse das Nichtdenken so leicht gemacht wird, schliesst er sich eben dem grossen Haufen an, überbindet die Verantwortlichkeit dem lieben Gott oder einem Führer, und fühlt sich sehr wohl dabei.

Das Individuum, der denkende Einzelmensch, hat heute schlechte Zeiten. Die Welt verlangt eine Masse Nullen, damit die Zahl, die vorne dran steht, umso imposanter wirkt. Und wer sich sträubt, eine Null zu sein, kommt eben unter die Räder, in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht.

Die grossen Fortschritte sind noch nie von der Masse erreicht worden, jederzeit waren sie Einzelgängern zu verdanken. Ebenso verhält es sich mit dem Widerstand gegen den kulturellen Rückschritt. Es muss also danach getrachtet werden, möglichst viele solcher denkender Einzelmenschen zu

erziehen. Die herrschende Gesellschaftsschicht hat daran kein Interesse und die Kirche erst recht nicht, aus Gründen, die uns allen sehr gut bekannt sind.

Da wäre also eine unserer Aufgaben. Vielleicht ist es die grösste. Unser Wirkungskreis aber ist sehr beschränkt. Wen haben wir denn zu erziehen? Uns selbst.

Wir müssen immer wieder danach streben, den Halt, den wir in uns selber haben, zu festigen, unsere Grundsätze zu vertiefen, in der Gesinnung stark zu bleiben und uns auf keine Kompromisse einzulassen. Wir müssen uns dessen bewusst sein, dass ein Mensch, der seinen Grundsätzen treu bleibt, mehr bedeutet, als tausende Menschen, die sich den veränderten Verhältnissen anpassen, wie es so schön heisst. Das Freidenkertum ist uns von keiner Masse überliefert worden, immer wieder waren es ihrer wenige, die den freien Gedanken durch die Jahrhunderte trugen, und wir haben die Pflicht, diesen Gedanken denen zu überliefern, die nach uns kommen werden. Dazu brauchen wir keine Massenbewegung zu sein und deshalb unsere Ideale auch nicht zu verwässern. Wir brauchen einfach allen Anfeindungen gegenüber zu unserer Ueberzeugung zu stehen. Unser Ehrgeiz ist, das, was wir erben, weiter zu vererben.

Die Welt ist heute ein Chaos. In jedem Chaos aber gibt es bestimmte Elemente, die den Tanz nicht mitmachen, auch wenn sie im allgemeinen Durcheinander nicht auffallen und nicht bemerkt werden, und sie sind die Kristallisationspunkte der Zukunft. Es gibt mehr solcher Punkte als man denkt, und wir sind nur wenige davon. Zur gegebenen Zeit werden sie aus dem Nebel herausstechen und ihrer Umwelt als Stützpunkte für den geistigen Wiederaufbau dienen. Möglicherweise wird sich nach dem Zusammenbruch um uns schon etwas sammeln, was eine bessere Weltanschauung sucht. Aber bis es so weit ist, müssen wir selber fest stehen bleiben, uns unsere eigene Ueberzeugung selber vorleben und so andern Gelegenheit bieten, Vergleiche zu ziehen. Dass dieser Vergleich zu unsern Gunsten ausfalle, daran zu arbeiten, jeder für sich und in unserer Gemeinschaft, das möge der einzige Wunsch sein, der an dieser dunkelsten aller Sonnwendfeiern ausgesprochen sei.

Wir müssen durchhalten, damit die Sonnenwenden späterer Zeiten auch im Leben der Menschen wieder zu dem werden, was sie in der Natur bedeuten: den Aufstieg ins Licht!

J. S.

## Diskussion.

### Das «Wespennest».

#### II.

Wer in einem Wespennest stochert, der tut dies gewöhnlich nicht ungestraft. Ein paar Stiche bleiben gewöhnlich sitzen. So blieb denn das Stochern unseres Mitarbeiters D. (Siehe Nr. 1, 1942) nicht ohne Reaktion. Wir geben im Nachfolgenden einen Ausschnitt aus dem «Demokrat» (Nr. 2, 1942) wieder, sowie einen offenen Brief an die Adresse unseres Mitarbeiters D. der der Redaktion von Seiten des Mitarbeiters am «Demokrat», K. B., zuzug.

Dr. H. K. Sonderegger schreibt in der vorzitierten Nummer unter der Rubrik «Kleinigkeiten» folgendes:

**Theologische Diskussionen.** Mit einiger Verspätung kommt der «Freidenker», das Organ der freigeistigen Vereinigung der Schweiz, auf den theologischen Streit zurück, den der Aufsatz des gelegentlichen Mitarbeiters K. B. «Geisteskampf oder Interessenverbrüderung» vom 6. August 1941 (nunmehr in einem Sammelheft «Das Christentum der Berner Universität», Verlag der AZ-Pressé Aarau, erschienen) ausgelöst hat. Es handelte sich um eine kritische Stellungnahme zu den dogmen-geschichtlichen Untersuchungen von Prof. Martin Werner, Bern, welche im «Demokrat» unter dem Titel des freien Wortes erschien; ich habe dabei ausdrücklich auf eine eigene

## Als der Freisinn noch jung war.

(Fortsetzung.)

«Wenn der hohe Bundesrat sich in Betreff der Aufhebung geistlicher Körperschaften überhaupt auf das Beispiel anderer Staaten beruft, so wird es erlaubt sein, ihn auch daran zu erinnern, dass bei dergleichen Vorgängen, deren Rechtmässigkeit, falls sie ohne Mitwirkung des Oberhauptes der katholischen Kirche stattfanden, hier unerörtert bleiben mag, mit Ausnahme einzelner gewiss nicht nachahmungswürdiger, den Epochen monarchischer Umwälzungen angehöriger Fälle, doch das Gefühl von Recht und Billigkeit nicht so ganz erloschen war, um nicht wenigstens den Mitgliedern solcher faktisch aufgelöster Genossenschaften eine lebenslängliche Entschädigung für die verlorene Existenz zu gewähren.»

«Der Unterzeichnete beehrt sich demnach in Folge erhaltenen hohen Auftrags seine Exzellenz, den Herrn Bundespräsidenten und den hohen schweizerischen Bundesrat ergehenst zu ersuchen, seinen Einfluss dahin zu verwenden, dass die tessinische Regierung den vertriebenen Kapuzinern, welche einstweilen in ihrer Heimat ein Asyl gesucht und gefunden haben, eine angemessene lebenslängliche Pension als Entschädigung für den ihnen entzogenen Lebensunterhalt zusichere und ausfolge.»

«Von dem festen Vertrauen durchdrungen, dass der hohe schweizerische Bundesrat sich durch sein Rechts- und Billigkeitsgefühl bewogen finden werde, das begründete Begehren der Kais. Regierung mit dem vollen Gewichte seines Einflusses zu unterstützen, beehrt sich der Unterzeichnete zugleich um eine nach Tunlichkeit beschleunigte Antwort zu ersuchen, da es der Kais. Regierung viel daran gelegen sein muss, baldmöglichst das Schicksal der von ihr einstweilen aufgenommenen Mönche zu erhalten.»

«Die Kais. Regierung fühlt sich umsomehr zu der Erwartung berechtigt, dass wenigstens ihrem nunmehrigen Begehren eine volle und rasche Befriedigung zu Teil werde, als bisher zu ihrem gerechten Befremden, weder für die willkürliche Handlung der vertriebenen aus Oesterreich gebürtigen Kapuziner, noch für das unregelmässige bei ihrer Abschiebung über die Grenze beobachtete Verfahren, eine Genugtuung, ja nicht einmal eine Entschuldigung geleistet worden ist.»

Die dem Schreiben der k. k. Gesandtschaft beigegebene Eingabe der vertriebenen Kapuziner hatte in der Uebersetzung folgenden Wortlaut:

«Die unterzeichneten Kapuzinermönche, sämtlich getreue Untertanen Sr. Majestät des Kaisers, haben angemessen ge-

Stellungnahme verzichtet und die Auseinandersetzung abrechnen müssen, weil sie ins Uferlose zu gehen drohte. Es erscheint mir nun einigermassen merkwürdig, dass ausgerechnet der «Freidenker» den Abbruch dieses theologischen Streites tadelt; denn da er das Christentum überhaupt ablehnt, können ihm dogmatische Auseinandersetzungen gleichgültig sein und zudem weiss er vermuthlich aus eigener Erfahrung, dass man mit streitenden Theologen nicht so rasch fertig wird.

Der schmerzliche Ausruf «Uli, ich kenne dich nicht mehr», ist also nicht angebracht und steht zudem in einem merkwürdigen Gegensatz zu der in derselben Nummer enthaltenen Empfehlung, meinen Aufsatz «Weihnacht 1941» zu lesen.»

Hierzu eine kleine Bemerkung der Redaktion: Die Verspätung geht ganz zu Lasten des Redaktors, der bei dem monatlichen Erscheinen des «Freidenkers» Verspätungen fast nicht vermeiden kann. Wie H. K. S. auf eine Stellungnahme verzichtet hat, so habe auch ich meinerseits auf eine solche verzichtet und habe die Meinungsäusserung unseres Mitarbeiters D. ohne Kommentar und unfrisiert an die Leser weitergegeben. Wir beanspruchen nicht nur das freie Denken, sondern auch das freie Wort, weshalb ich keinen «merkwürdigen Gegensatz» darin erblicke, dass ich in der gleichen Nummer auf den Aufsatz «Weihnachten 1941» hinwies und die Lektüre unsern Lesern empfohlen habe.

Der in unserer letzten Nummer zitierte K. B. lässt unserem Mitarbeiter D. folgende Antwort zukommen: